

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit: Privilegien, Verantwortung und Machtkritik an der Hochschule

Keynote

gehalten beim Aktionstag KUNST.MACHT.MENSCHLICHKEIT am 27.11.2025

an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst Stuttgart

Celine Klotz

Sehr geehrte Kolleginnen, liebe Studierende,

ich freue mich, heute an einer Hochschule sprechen zu dürfen, deren tägliche Praxis in besonderem Maße mit Fragen der Verkörperlichung, der ästhetischen Praxis und der professionellen Identitätsbildung verbunden ist. Hochschulen für Musik und darstellende Kunst sind Orte, an denen Menschen nicht nur ausgebildet, sondern hervorgebracht werden – als Künstlerinnen, als Performer*innen, als Subjekte, die sich bestimmten ästhetischen, körperlichen und kulturellen Normen aussetzen und in denen sie zugleich ihre eigenen Formen des Ausdrucks entwickeln.

Eine Hochschule für Musik und darstellende Kunst ist aber nicht nur ein Ausbildungsort; sie ist ebenso sehr Laboratorium für Subjektivierungsprozesse. Hier werden Menschen nicht nur zu Musikerinnen, Tänzerinnen, Schauspieler*innen – sondern hier werden bestimmte Weisen des Seins hervorgebracht, bestimmte Formen, sich zu zeigen und zu sprechen und damit bestimmte Formen des Sehens, der Sprechfähigkeit, der Anerkennbarkeit. Aus diesem Grund ist eine solche Institution zugleich besonders anfällig für Machtmissbrauch wie besonders prädestiniert für Machtkritik.

Diese doppelte Bewegung macht solche Institutionen und die Menschen, die sich in ihnen bewegen, zugleich verletzlich und wirkmächtig, denn sie sind Räume intensiver sozialer Regulierung und zugleich Orte erheblicher kreativer Freiheit.

Wenn wir heute über Machtmissbrauch sprechen, ist es daher wichtig, Macht nicht vorschnell moralisch zu fassen oder auf individuelle Fehlbarkeit zu reduzieren. Der foucaultsche Machtbegriff bietet uns eine Alternative zu solchen vereinfachenden Deutungen.

Foucault schreibt dazu:

„Man muß aufhören, die die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur ausschließen, unterdrücken, verdrängen, zensieren, abstrahieren, maskieren, verschleiern würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.“ (Foucault [1975] 1976: 250)

Foucault hat uns gezeigt, dass Macht weder Besitz noch Eigenschaft einzelner Personen ist, sondern als relationales Gefüge verstanden werden muss, das sich in Handlungen, Blicken, Normen, Erwartungen und materiellen wie symbolischen Arrangements verdichtet. Macht ist eine „produktive“ Kraft: Sie schafft Räume des Handelns, formt Wahrnehmungsweisen, erzeugt Kategorien des Normalen und des Abweichenden. Insbesondere in künstlerischen Ausbildungsinstitutionen, die stark auf körperliche und ästhetische Normierung angewiesen sind, entfaltet Macht ihre Produktivität häufig unbemerkt. Sie bestimmt etwa, welche Körper als „bühnenfähig“ gelten, welche Stimmen als „tragfähig“ wahrgenommen werden, welche Interpretationen als „künstlerisch reif“ oder „stilistisch angemessen“ gerahmt werden. Macht wirkt immer und dauerhaft – lange bevor es zu expliziten Grenzüberschreitungen kommt.

Diese Perspektive erlaubt uns, Machtmissbrauch als strukturelles Phänomen zu begreifen, das nicht auf einzelne „Täter*innen“ oder „Ereignisse“ beschränkt ist, sondern in habitualisierten Praktiken, tradierten Ausbildungslogiken und unausgesprochenen institutionellen Erwartungen verankert liegt. Eine

Hochschule, die sich selbst als Ort künstlerischer Exzellenz versteht, reproduziert damit immer zugleich eine bestimmte Vorstellung davon, wer überhaupt als potenziell exzellent gilt – und wer eher eine Randposition einnimmt. Diese Prozesse sind selten transparent, aber sie strukturieren die Möglichkeiten derjenigen, die in solche Institutionen eintreten.

Um diese Verwobenheit von Position, Möglichkeit und Anerkennung analytisch sichtbar zu machen, wird eine intersektionale Perspektive unverzichtbar.

Intersektionalität beschreibt keine additive Summierung von Diskriminierungsformen, sondern analysiert die Überlagerungen und Kreuzungen von sozialen Kategorien, die sich gegenseitig verstärken und in konkrete Erfahrung übersetzen.

In Hochschulen für darstellende Kunst zeigt sich dies etwa darin, dass Geschlechterordnungen eng mit Körpernormen verknüpft sind, dass Rassifizierung häufig über ästhetische Kategorien vermittelt wird – über Repertoire, Stimmregister, Bewegungsstile –, dass soziale Herkunft über die scheinbar natürliche „Vertrautheit“ mit bestimmten kulturellen Codes wirkt, und dass queere Lebensweisen in Spannungsverhältnissen zu heteronormativen Rollenerwartungen auf und hinter der Bühne stehen können.

Intersektionalität sensibilisiert uns dafür, dass Machtbeziehungen nie eindimensional wirken und dass Privilegien wie auch Vulnerabilität in komplexen Konstellationen entstehen, in denen Betroffenheit und Täterschaft sich nicht gegenseitig ausschließen.

Hier setzt auch die Privilegienkritik an, die oft missverstanden wird: als moralisierende Zuschreibung oder als Versuch, individuelle Leistung abzuwerten.

Tatsächlich geht es dabei jedoch um eine strukturelle Analyse der Voraussetzungen, die bestimmte Personen in die Lage versetzen, sich in einer

Institution selbstverständlich zu bewegen, während andere permanent mit der Unsicherheit konfrontiert sind, ob sie überhaupt gemeint sind von den normativen Erwartungen ihres Umfelds.

Privilegien in diesem Sinne sind also nicht nur persönliche Vorteile, sondern strukturell erzeugte Passungsverhältnisse: Sie bestimmen, wer gehört und gesehen wird, wer sich traut, Kritik zu äußern, wer die normative Rückendeckung erhält, eigene Grenzen zu formulieren, und wer sich in Abhängigkeitsverhältnissen wiederfindet, in denen bereits das Benennen problematischer Situationen als persönliches Risiko erscheint.

Privilegienkritik ist letztlich die Voraussetzung für institutionelle Selbstaufklärung.

Damit stellt sich die Frage nach der Verantwortung der Institution neu.

Verantwortung kann nicht allein auf Individuen abgewälzt werden – weder auf Studierende, die „Grenzen setzen“ sollen, noch auf Lehrende, die ihre pädagogische Praxis individuaethisch reflektieren sollen.

Eine Hochschule, die sich ihrer Macht bewusst ist, muss Verantwortung als strukturelle und prozessuale Aufgabe verstehen.

Das bedeutet erstens, ihre eigenen Praktiken der Subjektivierung transparent zu machen: Wie werden Leistungsanforderungen kommuniziert? Welche Feedbackkulturen existieren? Wie sind Abhängigkeitsverhältnisse gestaltet?

Zweitens bedeutet es, Sichtbarkeit und Zugang nicht als quasi-natürliche Folge von Talent zu behandeln, sondern als Resultat institutioneller Entscheidungen und Rahmungen. Und drittens bedeutet es, Beschwerdewege,

Schutzmechanismen und Konfliktbearbeitung nicht als verwaltungstechnische Nebensache zu betrachten, sondern als integralen Bestandteil einer institutionellen Ethik, die von der Möglichkeit der Verletzung und der Notwendigkeit des Schutzes ausgeht.

Die vielleicht wichtigste Konsequenz des foucaultschen Machtverständnisses ist jedoch die Einsicht, dass Macht nicht nur problematisch ist, sondern zugleich Grundlage von Freiheit und Handlungsmacht.

Foucault betont immer wieder, dass dort, wo Macht wirkt, auch Widerstand möglich ist – nicht als heroische Gegenmacht, sondern als alltägliche Veränderung von Praktiken, Erwartungen und Verhältnissen.

Für eine Hochschule bedeutet dies, dass sie nicht nur Orte des Lernens und Übens bereitstellt, sondern auch Orte des Aushandelns, des kritischen Fragens und des kollektiven Neuentwerfens.

Eine Institution, die sich als machtkritisch versteht, muss Räume schaffen, in denen Differenz nicht als Defizit, sondern als Erkenntnisquelle erscheint, und in denen sich Studierende wie Mitarbeitende ohne Angst vor Repression artikulieren können.

Hier zeigt sich, dass echter Kulturwandel nicht durch Verlautbarungen oder Leitbilder entsteht, sondern durch veränderte Praktiken. Eine Hochschule, die Macht als produktive Möglichkeit begreift, wird ihre Curricula, ihre didaktischen Formate, ihre Evaluationsprozesse und ihre Alltagsinteraktionen als gestaltbare Felder verstehen. Sie wird Selbstreflexion nicht als moralisches Add-on betrachten, sondern als professionelle Praxis.

Und sie wird erkennen, dass Gleichstellung nicht darin besteht, alle gleich zu behandeln, sondern darin, die realen asymmetrischen Voraussetzungen von Handlungsmacht ernst zu nehmen und ihnen aktiv entgegenzuwirken.

Ich möchte mit einer Überlegung schließen, die sich aus all diesen Perspektiven ergibt und die zugleich programmatisch für eine machtkritische Institution sein könnte: Institutionen sind nicht einfach gegeben – sie sind das Ergebnis von Praktiken, die wir täglich wiederholen. Das heißt auch: Sie können sich verändern. Sie alle – Studierende, Lehrende, Verwaltungsmitarbeitende und Leitungspersonen – sind daran beteiligt.

Wenn wir Macht dann als etwas Negatives begreifen, das nur andere ausüben, entziehen wir uns unserer eigenen Verantwortung.

Wenn wir Macht jedoch, im Anschluss an Foucault und Andere, als etwas begreifen, das wir teilen, das sich in Beziehungen entfaltet und in Strukturen niederschlägt, das wir gestalten können, dann wird eine andere Hochschule möglich:

Eine Hochschule, die nicht behauptet, neutral zu sein, sondern reflektiert, wie sie sich zusammensetzt und wirkt.

Eine Hochschule, die nicht so tut, als sei sie frei von Macht, sondern bewusst mit ihr arbeitet.

Eine Hochschule, die nicht sagt: „Wir sind divers genug“, sondern fragt: „Wessen Vielfalt, wessen Stimme, wessen Perspektive fehlt?“

Eine Hochschule, die nicht auf einzelne Skandale reagiert, sondern Strukturen so verändert, dass Missbrauch unwahrscheinlicher und Handlungsmacht für alle wahrscheinlicher wird.

Hochschulen *sind* keine neutralen Orte. Sie sind historisch gewachsene Räume, die durch ihre ästhetischen, sozialen und epistemischen Ordnungen bestimmte Arten des Sprechens, des Wahrnehmens und des Seins privilegieren.

Diese Ordnungen zu reflektieren heißt nicht, sie auflösen oder zerstören zu wollen, sondern sie so zu gestalten, dass sie die Vielfalt derjenigen, die hier lernen und arbeiten, tatsächlich anerkennen und ermöglichen.

Eine Hochschule, die ihre eigene Verwicklung in Macht nicht verdrängt, sondern zum Ausgangspunkt ihrer Selbstbefragung macht, kann damit zugleich zur Ermöglichungsinstanz für diejenigen werden, die bislang zu wenig gesehen, gehört oder geschützt wurden – und erst eine solche Hochschule wird ihrem gesellschaftlichen, vor allem aber auch ihrem künstlerischen Auftrag gerecht.

In diesem Sinne sind Macht- und Privilegienkritik kein Angriff auf die Institution, sondern ein Angebot zu ihrer Transformation.

Ich danke Ihnen!